

UNIVERSITÄT POTSDAM

NEUES
AUS FORSCHUNG
UND LEHRE

2 | **In der Pflicht**
Spitzenforschung im
öffentlichen Auftrag

5 | **Nach der Flut**
Steckbriefe helfen,
effektiver zu warnen

8 | **Im Archiv**
Suche nach
indigener Geschichte

Eine Beilage der UNIVERSITÄT POTSDAM in Zusammenarbeit mit den POTSDAMER NEUESTEN NACHRICHTEN

Freitag, 16. Juni 2023



Seiten 4/5

Perspektive Exzellenz

Universität Potsdam geht mit drei Clusteranträgen ins Rennen:
zu Biodiversität, Kognitionsforschung und Wasserextremen

Editorial

Aufwind für die Forschung!

In internationalen Rankings hat die Universität Potsdam bereits die Spitzengruppe erreicht, in der neuen Wettbewerbsrunde „Exzellenzstrategie des Bundes und der Länder“ will sie nun nachziehen: Erstmals geht die größte Hochschule Brandenburgs mit drei Anträgen ins Rennen. Ob Artenvielfalt, das Miteinander von Sprache, Kognition und Verhalten oder Extremereignisse wie Überschwemmungen und Dürren – auf diesen Feldern wollen die Forschenden ihre Expertise zur Lösung globaler Herausforderungen einsetzen. Einige Projekte daraus stellen wir genauer vor.

Auch beim Einwerben von Drittmitteln verbucht die Universität Potsdam einen neuen Rekord: 64 Millionen Euro im Jahr 2022! Nur der Hochschulbau entwickelt sich weniger dynamisch. Kreative Ansätze müssen die Verzögerungen wettmachen. Wie das gelingen kann, erklärt der Kanzler der Hochschule im Interview.

Wer den Aufwind für Forschung, Lehre und Transfer spüren möchte, sollte sich jetzt an der Universität Potsdam zum Studium bewerben! Mehr dazu in dieser Beilage.



Silke Engel

Die Autorin ist Sprecherin der Universität Potsdam

INHALT

Kudu und Giraffe In der Savanne Namibias	4
Kaffee mit Hund Fehlermeldung im Gehirn	5
Kyjiv – Berlin Offene Forschungsräume	7
Koloniales Erbe Im Botanischen Garten	9
Guter Rat Hilfe bei Rechtsfragen	11
Demenz-App Gegen das Vergessen	12

IMPRESSUM

Universität Potsdam
Beilage der Universität Potsdam
in Zusammenarbeit mit den
Potsdamer Neuesten Nachrichten.

Universität Potsdam:
Silke Engel (V.i.S.d.P.), Antje Horn-Conrad, Matthias Zimmermann, Jana Scholz; Presse und Öffentlichkeitsarbeit, Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam. **Herausgeber:** Verlag der Tagesspiegel, Askanischer Platz 3, 10963 Berlin; Tagesspiegel-Themen: Andreas Mühl (LtG.), Lars Laute; Art Direktion: Suse Grütz-macher; Anzeigen: Janine Gronwald-Graner. **Druck:** Druckhaus Spandau, Brunsbütteler Damm 156–172, 13581 Berlin



Neue Fachkräfte fürs Land: Die Abschlussfeier der Universität Potsdam wird am 29. Juni 2023 stattfinden. Das Bild zeigt die Feier 2022.

Zukunftsperspektiven

Im öffentlichen Auftrag

Oliver Günther, Präsident der Universität Potsdam,
über Spitzenforschung an Hochschulen, die Ausbildung von Fachkräften
und den Wissenstransfer in die Gesellschaft

Wir Hochschulen sind dem Gemeinwohl verpflichtet. Wir übernehmen Verantwortung dafür, dass die für uns eingesetzten öffentlichen Mittel eine gute Verwendung finden. Und wir müssen immer wieder klarstellen, dass diese Steuergelder eine Investition in eine Zukunft darstellen, in der die kommenden Generationen ein glückliches und erfülltes Leben führen können – so, wie es den meisten von uns vergönnt war.

Jetzt werden sicher viele sagen: Klar, das ist doch selbstverständlich! Aber das stimmt nicht. So manche, die heute Verantwortung tragen, haben gar keine so guten Erinnerungen an ihre Zeit in unseren Hochschulen. Sie haben zu Zeiten studiert, in denen überfüllte Hörsäle, mangelhafte Didaktik und schlechte Betreuungsverhältnisse an der Tagesordnung waren. In vielen dieser Punkte sind wir Hochschulen deutlich besser geworden. Von der internationalen Sichtbarkeit und Forschungsstärke gar nicht zu reden. Diesen Weg wollen wir weiter beschreiten – weil es dem Gemeinwohl dient.

Dabei ist insbesondere die Spitzenforschung an den Hochschulen weiter zu stärken. Wir haben in Mainz mit Biontech gesehen, was aus hochschulischer Forschung und ihrer klugen Förderung – hier durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – werden kann. Viele Universitäten – so auch die Universität Potsdam – bereiten sich gerade intensiv auf die kommende Runde der Exzellenzstrategie vor, die genau solche Spitzenforschung fördern wird, welche wiederum den Nährboden für florierende Start-up-Ökosysteme und für den Transfer in die Gesellschaft bildet.

Was die Lehre angeht, so bringen die Digitalisierung und KI-Werkzeuge wie ChatGPT

allerhand Herausforderungen mit sich – die allerdings nicht als Bedrohungen, sondern als Potenziale wahrgenommen werden sollten. Mit einem qualitativ hochwertigen, studiengebührenfreien Lehrangebot ist Deutschland als Studienland äußerst attraktiv, und so lassen sich auch noch mehr begabte junge Menschen aus aller Welt nach Deutschland holen. Hoffentlich auch Menschen, die am Lehramt interessiert sind. Auch wenn wir Hochschulen am Lehrermangel nicht schuld sind, werden wir uns hier sicherlich nicht aus der Verantwortung ziehen, sondern als Stätten der Lehrerbildung und – ganz wichtig – der Lehrerbildungsweiterbildung unseren Beitrag leisten.

Für all das brauchen wir digitale Verwaltungsstrukturen sowie nachhaltige, zweckmäßige Gebäude. Hochschulbau dauert mit den aktuellen Strukturen viel zu lang – hier muss auch über die Bauherreneigenschaft von Hochschulen sowie über Public-Private

Partnerships nachgedacht werden. Aus meiner Sicht wären deshalb ein Digitalpakt für die Hochschulen sowie ein neues Hochschulbauförderungsgesetz überfällig – Vereinbarungen, die Bund und Länder gleichermaßen in die Pflicht nehmen.

Ich habe kürzlich an einer Tagung zum Thema Governance und Machtmissbrauch teilgenommen. Zahlreiche Teilnehmerinnen und Teilnehmer haben dabei über bittere Diskriminierungserfahrungen berichtet. Hier sind wir Hochschulleitungen gefragt, Strukturen zu schaffen und zu verstärken, die Machtmissbrauch vorbeugen und gegebenenfalls zügig ahnden. Was Gleichstellung angeht, so konnten wir in Potsdam in den zurückliegenden zehn Jahren den Frauenanteil bei den Professorinnen von 24 Prozent auf über 40 Prozent steigern. Grundsätzlich muss es selbstverständlich sein, Gleichstellung in den zentralen und dezentralen Governance-Strukturen zu verankern, auch in symbiotischer Verbindung mit dem Thema Diversität.

So manche meiner Amtskolleginnen und -kollegen trommeln zwar lautstark für ihre Hochschule oder ihren Hochschultyp, verlieren dabei aber gelegentlich den Blick fürs Ganze. Das gilt analog für diverse Vertreter der Gewerkschaften, der Arbeitgebervereinigungen, der Lehrerbildung, der Postdocs ... ich könnte die Auflistung noch lange fortsetzen. Natürlich verstehe ich, dass man sein eigenes Wohl und das seiner jeweiligen Klientel im Blick hat. Aber entscheidend muss letztlich die Funktionsfähigkeit und Produktivität des Gesamtsystems sein. Denn die Klientel von uns allen, die wir im öffentlichen Dienst beschäftigt sind, verbirgt sich schon im Begriff: Es ist die Öffentlichkeit, das heißt, das Gemeinwohl dieser und der kommenden Generationen.



Oliver Günther verabschiedet alljährlich die Absolventinnen und Absolventen vor der Kolonnade am Neuen Palais.

Die Universität Potsdam ist weiter auf Wachstumskurs. Doch fehlende Büros, Labore und Seminarräume bremsen die Dynamik. Trotz aktueller Bautätigkeit auf dem Campus Am Neuen Palais hat die Uni ein Flächendefizit von rund 26.000 Quadratmetern. Neue Nutzungskonzepte, denen die alten Hörsäle nicht mehr gerecht werden, und ein offensichtlicher Sanierungsbedarf bringen die größte Hochschule Brandenburgs zusätzlich ins Hintertreffen. Über Platzprobleme, komplexe Bauplanungen und Strategien für einen modernen Hochschulbau sprach Silke Engel mit dem Kanzler der Universität, Hendrik Woithe, und dem stellvertretenden Dezernenten für Baumanagement, Sebastian Niendorf.

Warum wird es von Jahr zu Jahr enger an der Uni Potsdam?

Woithe: Dass die Universität wächst, freut uns natürlich – es ist ein Zeichen unseres Erfolgs. Doch für die zunehmende Zahl an Forschenden, insbesondere aus den Drittmittel-Projekten, fehlt der Platz. Flexible Nutzungen oder der heutige digitale Standard können in Flächenanmeldungen häufig nicht berücksichtigt werden. Die bauliche Infrastruktur aber muss mit den sich ändernden Anforderungen Schritt halten, etwa in der Anpassung der Raum- und Flächennormen des Landes Brandenburg.

Niendorf: Durch das Wachstum verändert sich die gesamte Infrastruktur der Hochschule, sodass die vor vielen Jahren ermittelten Flächenbedarfe oft gar nicht mehr passen. Wir reden nicht nur über Räume, die wir dringend brauchen, weil wir mehr Studierende und Mitarbeitende haben als früher. Es geht auch um ausreichend Plätze in den Mensen ebenso wie Parkraum oder Radwege. Wie erreiche ich die Universität? Wie ist die Anbindung des öffentlichen Nahverkehrs?

Woithe: Hier sehe auch ich die Stadt in der Verantwortung. Eine Hochschule ist ein Standortfaktor und sollte viel enger in die Stadtgesellschaft eingebunden werden. Schulen, Verkehr, Wohnungsbau – all das müsste stärker gemeinsam diskutiert werden.

Wie können mittelfristig mehr Platz und eine bessere Infrastruktur geschaffen werden?

Niendorf: Wir behelfen uns mit kurzfristigen Programmen, die von der Politik unterstützt werden und darüber hinaus den Brandenburgischen Landesbetrieb für Liegenschaften und Bauen (BLB) entlasten. Das heißt: Die Uni mietet selbst adäquate Flächen an. So konnten wir die Fakultät für Gesundheitswissenschaften im sogenannten H-Lab des Science Parks unterbringen. Das Ministerium für Wissenschaft und Forschung (MWFK) übernimmt befristet die Kosten.

Woithe: Andere Bereiche bekommen solche Mietkosten nicht erstattet. Dafür müssen wir Geld aus unserem Haushalt nehmen, das dann für andere Dinge nicht zur Verfügung steht. Der Wissenschaftsrat hat in einem Positionspapier zum Hochschulbau Alternativen vorgeschlagen, wie Prozesse optimiert werden können. Vor diesem Hintergrund ist die neue Richtlinie Bau des Lan-



Kanzler Hendrik Woithe und Baumanager Sebastian Niendorf beim Richtfest für die ersten Gebäude der Campuserweiterung am Neuen Palais, die 2025 übergeben werden sollen.

Hochschulbau

„Wir wünschen uns mehr Flexibilität“

Die Universität Potsdam braucht dringend mehr Flächen und Räume, um ihrem öffentlichen Auftrag und den gestiegenen Anforderungen gerecht zu werden

des Brandenburg nicht der große Wurf. Ganz im Gegenteil, Prozesse werden noch komplexer und damit langwieriger aufgesetzt. Ich würde mir an dieser Stelle mehr Drive und Flexibilität wünschen. Beispielsweise könnte man über Modelle wie Mietkauf nachdenken. So etwas ist im Hochschulbau bisher nicht vorgesehen.

Auf dem Campus Golm wartet ausgerechnet das Gebäude mit dem größten Hörsaal seit Jahren auf die Sanierung. Warum dauert das derart lange?

Niendorf: 1999 haben wir die Sanierung erstmals beantragt, 2014 aktualisiert. Der neue Plan sieht einen Beginn 2024 vor. Das ist enttäuschend. Momentan wird das alte Gebäude durch unser Facility Management „am Leben gehalten“. Eine Schließung wäre der GAU, da es eines der wichtigsten Häuser am Standort ist – mit

15 Seminarräumen und einem großen Hörsaal.

Woithe: Das ist genau der Punkt: Wir sind Dienstleister für das Land, wir bilden Fachkräfte aus. Und wenn wir dieser Aufgabe nicht mehr nachkommen können, geht das zulasten der Gesellschaft. Darum bremst der schlepende Hochschulbau die gesamte Dynamik!

Wenn Private bauen, wie die Hasso-Plattner-Stiftung das Institut für Informatik in Golm, geht es oft schneller. Sind mehr private Investoren die Lösung?

Niendorf: Das Beispiel passt nicht ganz. Das Informatik-Institut wurde nicht gebaut, um neuen Raumbedarf zu decken, sondern als Ausgleich für das Haus in Griebnitzsee, das die Uni nicht länger nutzen konnte. Dass das neue Gebäude die modernste Technik enthält, freut uns natürlich sehr.

Dank an dieser Stelle noch einmal an die Hasso-Plattner-Foundation! Grundsätzlich können wir als Universität nicht allein entscheiden, ob private Investoren für uns bauen, weil der BLB dafür zuständig ist. Wir melden unseren Flächenbedarf beim MWFK an. Dann werden in einem komplexen Verfahren sämtliche Möglichkeiten geprüft: Was kommt infrage, Anmietung, Neubau oder ein Interims-Gebäude? Am Ende entscheidet das Ministerium.

Woithe: Wir wünschen uns, dass die Spezifika für Hochschulen stärker berücksichtigt werden. Die Richtlinie Bau betrifft den gesamten öffentlichen Bereich. Dass wir als Hochschule andere Anforderungen haben als beispielsweise ein Gesundheitsamt, liegt auf der Hand. Wer den Wissenschaftsbetrieb kennt, sieht, dass wir flexibler sein müssen, auch in der Konstruktion.

Der Denkmalschutz spielt an den teils historischen Standorten der Universität eine große Rolle. Wie kriegt man dies mit den Technikforderungen und variabler Nutzung unter einen Hut?

Woithe: Hier gibt es ein Umdenken. Entsprechende Gesetze werden gerade überarbeitet, sodass mittlerweile Klima- vor Denkmalschutz geht. Soll beispielsweise Technik für Photovoltaik installiert werden, müsste der Denkmalschutz gerichtsfest dagegen argumentieren. Er wird immer noch ins Feld geführt, hat auch oft eine berechtigte Rolle. Aber das ist gar nicht so unumstößlich.

Niendorf: Wir haben als Universität den Denkmalschutz von Anfang an berücksichtigt: In Griebnitzsee sind die Rechts- und die Wirtschafts- und Sozialwissenschaften untergebracht, die vergleichsweise wenig Hochtechnologie benötigen. Hier konnten die Büroflächen der denkmalgeschützten Gebäude genutzt und Neubauten sinnvoll ergänzt werden. So gehen wir auch am Standort der Hochschulverwaltung und der Philosophischen Fakultät am Neuen Palais vor. Selbst hier, inmitten des UNESCO-Weltkulturerbes, entsteht Neues, wie die aktuell laufende Campuserweiterung zeigt. Auf dem modernen Campus in Golm konnten wir all jene Bereiche der Human- und der Naturwissenschaften konzentrieren, die auf Labore und Technik angewiesen sind. Dort gibt es auch genügend Platz für Neubauten.

Von wo wünscht sich die Universität mehr Einsatz, Flexibilität und Unterstützung?

Woithe: In erster Linie von der Stadt und vom Landesbaubetrieb. Unsere eigene Rolle will ich gar nicht verkennen. Wir wollen mitgestalten und erledigen die Aufgaben von unserer Seite, schließlich nutzen wir die Flächen am Ende. Es geht uns aber nicht nur um Forschung und Lehre im engeren Sinne. Die Infrastruktur ist immanent für das ganze System, auch um als Landeshauptstadt Potsdam und als Land Brandenburg wettbewerbsfähig zu bleiben. Insofern ist mein Wunsch, dass wir alle an einem Strang ziehen, gemeinsam denken – jeweils im Bereich der eigenen Verantwortung – und nicht, dass jeder allein in eine andere Richtung läuft.

Niendorf: Ich wünsche mir von der Politik mehr Unterstützung bei Genehmigungsverfahren. Wenn in Golm seit Jahren im Ortsbeirat diskutiert wird, ob die Uni dort ein neues Institutsgebäude errichten darf oder nicht, wünsche ich mir von der Politik ganz klar mehr Haltung. Der Bebauungsplan muss jetzt zeitnah verabschiedet werden. Und ein weiterer aktueller Punkt: Obwohl wir, wie vom Landtag gefordert, von Jahr zu Jahr mehr Lehrkräfte ausbilden, gibt es dafür noch immer keinen Neubau. Auch hier verschieben sich die Termine nach hinten. **Woithe:** Wir respektieren, dass Geld eine limitierende Größe ist. Aber bei dem, was wir uns dann noch leisten können, wünsche ich mir mehr Mut zur Lücke. Wir sollten weniger argumentieren, was nicht geht, und stattdessen Visionen entwickeln, wie wir den Hochschulbau gemeinsam voranbringen. Das muss doch die Motivation für das Land sein, Dinge möglich zu machen. Wie gesagt: Wir stehen zur Verfügung!

V ielerorts in Afrika herrscht dasselbe Problem: Die intensive Nutzung großer Weideflächen durch kommerzielle Tierhaltung schadet dem Land. Es degradiert, wie Biologinnen und Biologen sagen. Gräser und Bäume werden verdrängt von dornigen Büschen und Sträuchern. Dadurch sind die Flächen nicht nur für die Viehhaltung verloren, sie verarmen auch ökologisch.

Wie sich die Landnutzung konkret auf Savannenökosysteme auswirkt und wie man sie steuern kann, haben Forschende der Universität Potsdam gemeinsam mit Kollegen aus Berlin und Frankfurt am Main sowie mit Partnern in Namibia untersucht. Helfen könnten ausgerechnet jene, die vielerorts mehr oder weniger aus ihrer Heimat vertrieben wurden: die Wildtiere. „Sie sind viel besser an das Klima und sogar dessen Veränderungen angepasst als ‚importierte‘ Nutztiere – und können zum Erhalt der Biodiversität beitragen“, sagt Niels Blaum vom Institut für Biochemie und Biologie der Uni Potsdam. Dafür braucht es ein Umdenken, das in Namibia schon seit Längerem stattfindet. „Das Land hat den Wert von indigenen Wildtieren erkannt.“ Mittlerweile werden rund 35 Prozent der Fläche Namibias als sogenannte Conservancies für beziehungsweise mit Wildtieren genutzt.

GPS-Sender für 60 Tiere

Welche Auswirkungen es auf das Ökosystem der Savanne hat, dass wieder mehr Wild- statt Nutztiere dort leben, war bislang noch unklar. Die Potsdamer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler haben deshalb das Projekt ORYCS auf den Weg gebracht. In den Feldphasen waren sie gemeinsam mit den namibischen Partnern unterwegs, um Daten zu erheben. Sie haben Tiere und Pflanzen mit Sendern und Sensoren versehen, auf abgesteckten Arealen Wasserhaushalt und Biomasse gemessen, Experimente an unterschiedlichen Vegetationssystemen durchgeführt und die Untersuchungsgebiete mit modernsten technologischen Instrumenten der Fernerkundung erfasst.

Niels Blaum hat ORYCS nicht nur geleitet, sondern in einem der Teilprojekte auch selbst analysiert, wo genau sich die Wildtiere aufhalten und wie sie sich bewegen. Untersuchungsgebiet war Etosha Heights, eines der größten privaten Reservate in Namibia. Springböcke, Kudus, Elands und Giraffen: Insgesamt 60 Tiere hat das Team um den Ökologen dort mit GPS-Sendern ausgestattet. Diese messen alle fünf Minuten die genaue Position und die Beschleunigung. Damit lässt sich nachverfolgen, wohin sich die Tiere bewegen, aber auch Rückschlüsse zu ihrem Energieverbrauch und Verhalten sind möglich.

„Wir wollten wissen, was wann ihre Bewegungen bestimmt“, erklärt Niels Blaum. „Wie wirken sich Nahrungs- und Wassersuche, klimatische Bedingungen, aber auch menschengemachte Veränderungen, wie Zäune, aus?“ Seit 2019 sind mehr als zwei Millionen GPS-Lokalisationen und vier Millionen Aktivitätsaufzeichnungen zusam-

mengekommen. Die Tiere haben an 13.500 erfassten Tagen insgesamt 130.000 Kilometer zurückgelegt.

Anpassung mit Grenzen

Mithilfe dieser Daten konnten die Forschenden nachweisen, wie sehr sich die Tiere an die klimatischen Bedingungen anpassen: Während der Trockenzeit bewegen sie sich weniger, bleiben in relativer Nähe zu den gut erreichbaren Wasserstellen. Doch mit Beginn der Regenzeit, wenn die Vegetation sprießt und reichlich Nahrung zu finden ist, kommen sie in Bewegung und legen weite Strecken zurück. Gleichwohl hat auch die Anpassungsfähigkeit der Wildtiere Grenzen: „Wenn die Temperaturen ins Extreme steigen, sinkt die Aktivität bei allen Arten“, sagt Niels Blaum.

Biodiversität

Mit Kudu, Eland und Giraffe

Wie kluges Wildtiermanagement helfen kann, das Ökosystem von Savannen zu erhalten.
Ein Forschungsbericht aus Namibia



Im Etosha-Heights-Reservat: Ein Kudu wird mit einem GPS-Sender versehen, um seine Wanderungsbewegungen über längere Zeiträume messen zu können.



Niels Blaum

studierte Biologie in Nizza und Frankfurt am Main, wo er auch promovierte. Er gilt als Spezialist für die Biodiversität in Savannen. Als Wissenschaftler an der Professur für Vegetationsökologie und Naturschutz der Universität Potsdam leitet er u. a. das Projekt ORYCS.

Sie bewegten sich weniger, suchten bei großer Hitze den Schatten von Bäumen. „Das kann dazu führen, dass sie ihre grundlegenden Bedürfnisse nicht mehr abdecken können.“

Die Forschenden interessierte aber auch, wie sich Wildtiere und Vegetation der Savanne gegenseitig beeinflussen. Dafür nahmen sie in weiteren Teilprojekten die Pflanzen selbst in den Blick. „Die Wildtiere fressen an Büschen und Bäumen, sogar die neuen Keimlinge. Das machen Rinder gar nicht“, sagt Niels Blaum. „Denn viele Büsche sind mit Dornen ‚bewaffnet‘ oder lagern schlecht verdauliche Substanzen in ihren Blättern ein.“ Wildtiere würden also eher dazu beitragen, die Verbuschung in Grenzen zu halten oder gar zurückzudrängen.

Einige Auswirkungen der Wildtierbewirtschaftung ließen sich weitgehend direkt bestimmen. So zeigte sich beim Vergleich der Wasserqualität von 68 Wasserstellen, dass diese in Nationalparks mit langjährigem Wildtiermanagement deutlich besser ist als dort, wo Nutztiere gehalten werden. „Wildtiere kommen zur Wasserstelle, trinken und entfernen sich wieder“, erklärt Niels Blaum. „Rinder bleiben beim Wasser und verunreinigen es dadurch selbst.“

Und auch der Boden „profitiert“ von der Anwesenheit der Wildtiere. Die Forschenden analysierten das Erdreich in Gegenden, in denen Springbock, Kudu und Eland in großen Herden aktiv waren, und stellten fest, dass es mehr Stickstoff und Kohlenstoff enthielt als anderswo. Streu und Exkremente düngen gewissermaßen den Boden und die Tiere lockern ihn mit ihren Hufen auf. „Sie schaffen selbst gute Bedingungen für das Pflanzenwachstum“, so Niels Blaum.

Von kleinen zu großen Modellen

Da die Wildtiere in den Conservancies von Menschen angesiedelt und gehalten werden, sollte ORYCS möglichst genau klären, wer sich mit wem „gut verträgt“. „Der Beweidungsdruck der Wildtiere beeinflusst beispielsweise die Architektur der Bäume und damit auch den gesamten Wasserhaushalt der Gebiete“, erklärt Katja Geißler. Die promovierte Ökologin beschäftigt sich mit den Wasserflüssen in der Savanne. Um dieses komplexe System zu rekonstruieren, kombinierten die Forschenden verschiedene Untersuchungsmethoden – sie analysierten Satellitenbilder und Drohnenaufnahmen, bestimmten Bodenfeuchte sowie Wasserflüsse und simulierten die Beweidung durch Wildtiere, indem sie einzelne Bäume per Hand teilweise entlaubten.

Alle Messungen wurden letztlich zusammengeführt, um die „skalenübergreifenden Wasserflüsse“ abbilden und schließlich mit den Untersuchungen zur pflanzlichen Artenvielfalt kombinieren zu können. Für diese sogenannte „ökohydrologische Modellierung der Pflanzendiversität“ kooperierten die Potsdamer mit Kollegen von der Freien Universität Berlin um Ökologie-Professorin Britta Tietjen.

Im Ergebnis haben die Forschenden drei verschiedene Modelle entwickelt, in welche die gesammelten Daten eingespeist und mit deren Hilfe unterschiedliche Prozesse simuliert werden sollten. Während das Kleinste dazu dient, Wasserflüsse zu simulieren, die sich durch die Beweidung der Tiere ändern, kann das Mittlere helfen zu bestimmen, wie sich die Biomasseproduktion mit zunehmender Wildtierbeweidung wandelt. Mit dem größten der drei Modelle, das eine ganze Region mit bis zu 100.000 Hektar abdeckt, simulieren die ORYCS-Macher das komplexe funktionale Gefüge des Ökosystems über längere Zeiträume. „Erste Simulationen zeigen, dass mithilfe der Tiere verbuschte Flächen lokal restauriert werden können und die Buschbedeckung in 50 Jahren deutlich zurückgeht“, so Blaum.

Matthias Zimmermann



Milena Rabovsky interessiert sich für sprachliche Phänomene, die vom Normalen abweichen.

Kognitionsforschung

Kaffee mit Hund

Milena Rabovsky untersucht die Sprachverarbeitung im Gehirn mithilfe neuronaler Netzwerke und setzt dabei vor allem auf Lerneffekte durch Vorhersagefehler

Aufgepasst: „Ein Hund wurde von einem Mann gebissen.“ – Alles klar? Nein? Dann ist alles in Ordnung. Wenn wir etwas lesen oder hören, weiß unser Gehirn oft schon, was als nächstes kommt. Dank dieses Wissens müssen wir Sätze nicht immer umständlich analysieren, sondern erfassen ihren Sinn meist schon „auf halbem Weg“. Wenn es doch einmal anders kommt, als wir erwarten, merkt das Hirn dies in der Regel zuverlässig – und messbar. Die Neurowissenschaftlerin Milena Rabovsky erforscht genau diese Abweichungen vom Erwartbaren, denn sie helfen dabei zu verstehen, wie wir Sprache lernen und verarbeiten.

Dabei interessiert sie sich nicht so sehr für die Strukturen und Regeln, denn: „Sprache wird zwar durch Syntax strukturiert. Ihr eigentlicher Zweck ist aber Bedeutung zu vermitteln“, so die Wissenschaftlerin. In ihrer Forschung setzt sie sogenannte neuronale Netzwerkmodelle ein, die auch als Deep-Learning-Modelle bezeichnet werden. Am Computer sollen sie unter anderem nachbilden, wie das menschliche Gehirn Sprache verarbeitet. Mit ihnen versucht sie, Hirnsignale, die bei menschlicher Sprachverarbeitung gemessen werden, zu reproduzieren und zu erklären.

„Neuronale Netzwerkmodelle lernen Sprache aus den statistischen Regelmäßigkeiten der Umwelt“, erklärt die Forscherin. Und damit letztlich so, wie Menschen auch: Sie hören zu, immer wieder. Irgendwann erkennen – oder besser: beherrschen – sie Regelmäßigkeiten. Und dann wird es für die Wissenschaftlerin erst richtig span-

nend. Denn Milena Rabovsky interessiert sich vor allem für sprachliche Phänomene, die vom Normalen abweichen. Wie der Satz vom bissigen Mann und dem armen Hund. Die Neurowissenschaftlerin erforscht nämlich die N400. Das ist kein Überschallflugzeug und auch keine Küchenmaschine, sondern eine Welle. Diese lässt sich beim Menschen mithilfe der Elektroenzephalografie (EEG) messen und gibt Auskunft über unsere Sprachverarbeitung, genauer: Sie zeigt an, wenn unser Gehirn dabei Schwierigkeiten hat. Die N400-Welle wird nämlich immer dann ausgelöst, wenn Worte auftauchen, die nicht in den Kontext passen. Ein klassisches Beispiel: „Ich trinke meinen Kaffee mit Sahne und Hund.“ Wieder dieser Hund. Ihren Namen hat die Welle von der Verzögerung, mit der unser Hirn die Abweichung registriert: 400 Millisekunden nachdem wir „Hund“ lesen oder hören, wird sie ausgelöst.

„Es besteht die Theorie, dass die N400 einen Vorhersage-

fehler und den damit verbundenen Lerneffekt anzeigt“, erklärt die Wissenschaftlerin. Wenn wir Sprache hören, versucht das Hirn ständig, das nächste Wort und dessen Bedeutung vorherzusagen. Bei Abweichungen kommt es zur Fehlermeldung, die N400-Welle „schlägt“ aus – und das Hirn muss seine Vorhersage korrigieren. Es lernt. „Diese Annahmen haben wir in unseren Modellen implementiert und arbeiten nun daran, sie zu belegen“, so die Forscherin.

Nachdem die Modelle einige Zeit mit großen Textmengen trainiert haben, müssen sie sich mit Menschen messen: Im EEG-Labor werden Testpersonen mit Sätzen konfrontiert, die unterschiedlich starke Abweichungen enthalten. Mal gibt es Milch mit Honig, mal mit Hund. Oder ähnliches. Die aufgezeichneten N400-Wellen vergleichen die Forschenden dann mit den Aktivierungsmustern der Modelle, die mit demselben sprachlichen Input „gefüttert“ wurden. „Wenn wir bei den Modellen dieselben N400-Effekte nachweisen können wie bei unseren Testpersonen, ist dies ein Hinweis darauf, dass es gute Modelle menschlicher Sprachverarbeitung sein könnten“, so Rabovsky. Experimentell belegen wollen sie auch den Lerneffekt: „Ist die N400 tatsächlich ein Lernsignal, müssten Probanden Worte, bei denen sie eine größere N400-Welle zeigten, beim zweiten Versuch schneller erkennen.“ Neu Gelerntes wird zum alten Hund. Im Idealfall lässt sich diese Erklärung dann auch am Modell verifizieren. Bislang hat es die Härtetests alle bestanden.

Matthias Zimmermann

„
Sprache wird zwar durch Syntax strukturiert. Ihr eigentlicher Zweck ist aber, Bedeutung zu vermitteln.“

Milena Rabovsky,
Professorin für Kognitive Neurowissenschaften an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität Potsdam

Wasserextreme

Gefahren klar kommunizieren

Eine Studie zeigt, dass die deutschen Hochwasserwarnsysteme nicht reichen, um die Bevölkerung zu schützen

Nach den verheerenden Überflutungen durch Starkregen 2021 in Rheinland-Pfalz und Nordrhein-Westfalen mit mehr als 180 Todesopfern hat ein Forschungsteam der Universität Potsdam untersucht, wie die Bevölkerung über die Ereignisse informiert und vor den Gefahren gewarnt wurde. Ihr Fazit: Die Frühwarnsysteme in Deutschland müssen dringend verbessert werden, nicht nur was die Verbreitung von Warnungen betrifft, auch das Gefahrenausmaß und Empfehlungen für angemessenes Verhalten sind klarer zu kommunizieren. Die Ergebnisse ihrer Befragung haben sie unlängst als Highlight-Artikel im EGU-Journal „Natural Hazards and Earth System Sciences“ veröffentlicht.

Insgesamt 1315 Betroffene der Überflutungen nahmen im Sommer 2021 an ihrer Online-Befragung teil. Überraschenderweise zeigte sich, dass 35 Prozent der Befragten aus Nordrhein-Westfalen und 29 Prozent der Befragten aus Rheinland-Pfalz überhaupt keine Warnung erhalten hatten. Von denjenigen, die gewarnt worden waren, hatten 85 Prozent nicht mit sehr schweren Überschwemmungen gerechnet und 46 Prozent berichteten, dass sie unsicher gewesen seien, wie sie sich vor dem Hochwasser schützen könnten. Dabei spielte es für das Gefahrenbewusstsein eine große Rolle, ob die Befragten bereits zuvor Hochwassersituationen erlebt hatten.

Geleitet wurde die Studie von Annegret Thieken, Professorin für Geographie und Naturrisikoforschung an der Universität Potsdam. Sie kritisiert, dass die vorhandenen Unwetter- und Hochwasserwarnsysteme in Deutschland nicht ausreichen, um die Bevölkerung effektiv vor schnellen Überflutungen zu warnen. „Zukünftige Forschung sollte sich darauf konzen-

trieren, wie man mit diesen Systemen gefährdete Gemeinden und Bewohner rechtzeitig warnen und das Ausmaß des Hochwassers, die Bedrohungen und Reaktionsmöglichkeiten besser vermitteln kann“, so Thieken.

Das Forschungsteam, das auch die damaligen Medienberichte und offizielle Warnungen auswertete, bemängelt, dass es zu wenig angemessene Empfehlungen für gefährdete Personen gegeben habe. „Ein großes Problem bestand darin, dass die Warnmeldungen das Ausmaß der Flut nicht ausreichend widerspiegelten und daher Gefahren vielerorts unterschätzt wurden“, berichtet Annegret Thieken. „Dadurch wurde der Katastrophenfall teilweise zu spät ausgerufen und die Evakuierung von stark betroffenen Siedlungsgebieten nicht rechtzeitig eingeleitet.“

Den Landkreis Ahrweiler in Rheinland-Pfalz hatte das Hochwasser besonders stark getroffen: 134 Menschen starben in den Fluten, und es kam zu massiven materiellen Schäden. Die Forschenden nahmen die Angaben der 357 Befragten aus diesem Landkreis deshalb noch genauer unter die Lupe. Im Rahmen des vom Bundesforschungsministerium geförderten Projekts „Governance und Kommunikation im Krisenfall des Hochwasserereignisses im Juli 2021“, kurz HoWas2021, stellten sie die Ergebnisse in einem regionsspezifischen Steckbrief zusammen. „Er gibt einen Überblick darüber, wie die Befragten aus Bad Neuenahr-Ahrweiler, Sinzig und anderen Ortschaften im Landkreis das Ereignis und die Warnung erlebt haben“, erklärt Anna Heidenreich, Co-Autorin der Studie. Vier weitere Steckbriefe für Landkreise in Nordrhein-Westfalen liegen inzwischen vor.

Stefanie Mikulla



Bessere Frühwarnsysteme müssen auch das Gefahrenausmaß und Empfehlungen für angemessenes Verhalten klarer kommunizieren.

Für Studieninteressierte

JETZT BEWERBEN!

Portal für zulassungsbeschränkte Studiengänge

Forschungsbasierte Lehre und ein starker Praxisbezug sind zwei wesentliche Gründe, die für ein Studium an der Universität Potsdam sprechen. Aktuell läuft die Bewerbung zum Wintersemester 2023/24. Bis zum 15. Juli können sich Interessierte für das erste oder höhere Fachsemester eines zulassungsbeschränkten grundständigen Studienganges bewerben, sowohl im Bachelor als auch für die Erste juristische Prüfung. Das Online-Portal ist unter uni-potsdam.de/studium/zugang/bewerbung-bachelor.html erreichbar. Ein Antrag über das Portal ist für alle Bewerberinnen und Bewerber, auch für jene aus dem Ausland, verpflichtend. Da die Universität Potsdam die Vergabe der Studienplätze über das dialogorientierte Serviceverfahren koordiniert, ist vor der Online-Bewerbung eine Anmeldung auf hochschulstart.de erforderlich.

GUT INFORMIEREN!

Breites Fächerspektrum und Lehramtsstudiengänge

Von Mathematik und Naturwissenschaften über Jura, Politik und Wirtschaft bis zu Psychologie, Sprachen und Geschichte reicht das Fächerspektrum der Uni Potsdam, die zudem einen Schwerpunkt in der Ausbildung von Lehrkräften hat. Unter uni-potsdam.de/studium/studienangebot.html gibt es ausführliche Beschreibungen einzelner Studiengänge und Angaben zu den Zulassungsbeschränkungen. Für zulassungsfreie Bachelorstudiengänge ist keine Bewerbung erforderlich. Ab 15. August kann hier über das Studienplatz-Portal direkt die Immatrikulation an der Universität beantragt werden.

SELBST TESTEN!

Unterstützung bei der Studienfachentscheidung

Das Allgemeine Online-Self-Assessment (OSA) der Universität Potsdam gibt einen Überblick über das grundständige Studienangebot und einen Einblick in das Studium: Interessierte erhalten Informationen zur Universität mit ihren Standorten und Einrichtungen sowie der Stadt Potsdam, zum studentischen Leben, zu Finanzierungsmöglichkeiten, Beratungsstellen und dem Bewerbungs- und Einschreibeprozess. In Beispielaufgaben aus dem Studium bekommen sie einen Einblick in typische Studieninhalte. Nach Erstellung eines Nutzerkontos kann das OSA online durchgeführt werden: osa.uni-potsdam.de.

Auskunft zum Bewerbungs- und Immatrikulationsverfahren

Tel. (0331) 977-4088 und -4089

Sprechzeiten:

Mo: 9 – 12 Uhr, Di: 10 – 14 Uhr,
Mi: 10 – 15 Uhr, Do: 10 – 13 Uhr



Geflüchtete Lehrkräfte lernen im Intensivsprachkurs, um später an deutschen Schulen zu unterrichten.

Sprachvermittlung

Von A wie Alphabet bis Z wie Zweitsprache

Integration fängt mit Sprache an. Wer in einem fremden Land wirklich leben und nicht nur vom Rand aus zuschauen will, muss sich verständigen können. Eine Aufgabe, die es in sich hat, wie der Potsdamer Germanist Christoph Schroeder weiß. Er ist Professor für Deutsch als Fremd- und Zweitsprache und erforscht seit vielen Jahren, was es bedeutet, eine neue Sprache zu lernen. Er sagt: Menschen, die nach Deutschland einwandern, wird das bislang schwerer gemacht als nötig.

Wer nach Deutschland kommt, um hier zu leben, will meist eines: sich ein neues Leben aufbauen – Job, Wohnung, Familie, Freunde. Voraussetzung dafür ist in der Regel ein sogenannter Integrationskurs. Diese werden seit 2005 vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge organisiert und dienen dazu, Neuankommenden deutsche Kultur, Geschichte und Rechtsordnung nahezubringen. Vor allem aber sollen sie ihnen die deutsche Sprache vermitteln. Ganze 600 der insgesamt 700 Unterrichtseinheiten sind dazu da, die Teil-

Wie Christoph Schroeder daran arbeitet, dass Deutschkurse für Einwandernde besser werden



Christoph Schroeder ist Professor für Deutsch als Fremd- und Zweitsprache am Institut für Germanistik an der Universität Potsdam.

nehmenden auf das Sprachniveau B1 zu bringen. Seit ihrer Einführung haben bis Ende 2021 mehr als 3,5 Millionen Menschen an den Kursen teilgenommen. Allein 2016, auf dem Höhepunkt der sogenannten Flüchtlingskrise, waren es 535.000 Menschen. Und neun von zehn Teilnehmenden schließen den Sprachkurs auf A2-Niveau oder besser ab.

Eine Erfolgsgeschichte? Nur bedingt, sagt Christoph Schroeder. Denn die Zahlen lassen sich auch anders lesen. Nachdem zwischen 2012 und 2016 stets mehr als zwei Drittel der Teilnehmenden das B2-Niveau erreicht hatten, kam mit dem Zuwanderungsboom 2015/16 der „Ergebnisknick“: 2018 schaffte die Hälfte den B1-Test im ersten Anlauf nicht, nur gut die Hälfte erhielt das begehrte Zertifikat überhaupt, ein Drittel immerhin noch A2.

Die Erklärung liegt für Christoph Schroeder auf der Hand: Unter den Neuankommenden seien viele, die gar nicht Lesen und Schreiben können. Was sie in den Kursen bewältigen müssten, sei ungleich schwerer: „Das

ist eine gewaltige Aufgabe: Lesen und Schreiben lernen – und das auch noch in einer fremden Sprache!“ Zwar gebe es die sogenannten Alphabetisierungskurse, doch die würden ihrer Aufgabe nicht gerecht, die Erfolgsquote sei überdurchschnittlich schlecht. „Diese Kurse sind das Problemkind der Integrationskurse“, so der Germanist. Dies habe sich nach 2015/16 besonders deutlich gezeigt, als verstärkt Menschen nach Deutschland kamen, die kaum oder gar keine Schulbildung hatten. „Die geringen Erfolgszahlen bestätigten, was wir schon vorher kritisiert hatten: Die Kurse funktionieren für sie nicht richtig. Sprachvermittlung hat nicht nur einen technischen Aspekt, sondern auch – und für diese Menschen vor allem – eine soziale Funktion.“

Wofür brauchen wir Sprache? Einkaufen, Bewerbungen schreiben, Müll trennen, Zug fahren – überall ist Lesen und Schreiben im Spiel. Es sei Aufgabe der Kurse, das zu zeigen und zu vermitteln. „Die Menschen lernen in diesen Kursen nämlich nicht nur Buchstaben, Wörter und Sätze“, so der Forscher. „Viele von ihnen müssen überhaupt erst einmal den sozialen Wert der Schriftsprache erkennen.“ Außerdem sei es wichtig, die Anforderungen an die Lernenden anzupassen: „Sie sollten nicht in engen Fristen ein bestimmtes Kompetenzniveau erreichen müssen, sondern zunächst einmal den enorm wichtigen Zugang zu Schriftlichkeit selbst.“

Als Professor für Deutsch als Zweit- und Fremdsprache entschloss sich Christoph Schroeder, die Alphabetisierung von Zuwandernden zu einem Schwerpunkt zu machen: „Das ist ein hochspannendes Thema, nicht nur wissenschaftlich, sondern auch, um sich gesellschaftlich zu engagieren – und die Kurse besser zu machen.“ Seitdem bringt der Forscher seine Expertise ein, wo es geht. Schon 2014 war er mit einem Artikel dem Jubel über die Integrationskurse entgegengetreten. „Gerade die bildungsfernen Einwanderer, die die Kurse am nötigsten hatten, profitierten am wenigsten von ihnen“, schrieb er. Auch in Fachgutachten für die Friedrich-Ebert-Stiftung oder Policybriefe bringt sich Schroeder ein. „Wir sind auch im Gespräch mit dem Bundesamt, das an der Weiterentwicklung der Kurse arbeitet“, sagt er.

Der Germanist will aber auch selbst zur Veränderung der Lehrpraxis beitragen. Dafür hat er sich mit einem Weiterbildungsträger in Spandau zusammengetan, der viel Erfahrung in der Konzeption und Durchführung von Integrationskursen hat. „Wir bringen die wissenschaftliche Expertise ein, unser Partner die Erfahrung in der Weitervermittlung.“ Nicht zuletzt will Schroeder die Erkenntnisse auch in die Uni bringen. Am besten mit einem eigenen Modul zur Alphabetisierung in der Zweitsprache. „Es ist mir wichtig, dass unsere Studierenden auch etwas davon haben. Immerhin werden einige von ihnen später solche Kurse unterrichten.“

Matthias Zimmermann



Offener Forschungsraum: Kateryna Demerza untersucht die Atmosphäre am Kottbusser Tor.

Doktorarbeit

Kyjiw – Berlin

Die geflüchtete ukrainische Forscherin Kateryna Demerza promoviert über die Atmosphären öffentlicher Räume

Ein unübersichtlicher Kreisverkehr, über dem die Hochbahn fährt, umrahmt von Hochhäusern aus den 1970er-Jahren und vereinzelt Altbauten. Das Dröhnen eines ein-fahrenden Zuges, das Hupen von Autos und die Stimmen von Passierenden sind im Hintergrund zu hören. Wie an jedem Tag sind viele Menschen am Kottbusser Tor unterwegs, zu Fuß, mit der U-Bahn oder dem Bus, mit dem Auto, Fahrrad oder Roller. So belebt dieser Ort in Berlin-Kreuzberg ist, so groß ist die Trostlosigkeit, die er ausstrahlt. Kateryna Demerza aber interessiert sich für den Platz. Er ist einer von mehreren öffentlichen Orten, deren Atmosphäre die Philosophin in ihrer Doktorarbeit untersuchen möchte.

Seit einem Jahr lebt Demerza in Berlin. Nach dem Beginn des groß angelegten Invasionskrieges ließ sie ihre Eltern und Freunde, ihre Heimatstadt zurück. Bis dahin hatte sie an der Nationalen-Taras-Schewtschenko-Universität Kyjiw promoviert, wo sie bereits ihren Bachelor und Master abgeschlossen hatte. Schon im Studium interessierte sie sich für die Beziehung zwischen Raum, Macht und Menschen, zwischen der Stadt und ihren Bürger:innen. Dem ging die Philosophin auch ganz praktisch auf den Grund: Sie schickte Menschen auf Spaziergänge durch ausgewählte Kyjiwer Stadtteile und ließ sie mithilfe eines von ihr entwickelten Instrumentariums beschreiben, was sie wahrnahmen, kurz: wie sie die Atmosphäre erlebten.

Eigentlich wollte Kateryna Demerza ihre Dissertation in Kyjiw auf der Basis dieser Erhebung schreiben. Doch nachdem sie die Ukraine verlassen hatte, änderte sie – schweren Herzens – die Ausrichtung ihrer Arbeit. Aufbauend auf ihrer in Kyjiw entwickelten Methode, will sie nun Menschen zur Atmosphäre öffentlicher Räume

in Berlin befragen: und zwar zum Kottbusser Tor in Kreuzberg, zum Körnerpark in Neukölln und zum Park am Wasserturm in Prenzlauer Berg. Mit ihrer Forschung möchte die Philosophin zeigen, dass sich der Begriff der Atmosphäre methodisch nutzen lässt. Demerza erzählt von einer Studie, die die Beweggründe der Berliner:innen untersucht hat, gegen eine Bebauung des Tempelhofer Feldes abzustimmen. Die Studie zeigte, dass die Atmosphäre des Ortes dabei entscheidend war. Dennoch wird diese bei der Stadtplanung kaum mitgedacht. „Menschen werden als Körper gesehen, die sich bewegen und ernähren, aber nicht in ihrer erlebnishaften Dimension.“

Unterstützt wird Kateryna Demerza an der Universität Potsdam von Logi Gunnarsson. Kennengelernt hat sie den Professor für Ethik / Ästhetik über eine Liste von Professor:innen, die ukrainischen Forschenden ihre Unterstützung angeboten hatten. Zudem erhielt sie das Potsdamer Brückenstipendium, das Forschende aus der Ukraine fördert. Wenigstens bis zum Ende des Sommers möchte sie in Berlin bleiben, um Menschen zu fragen, wie sie die Atmosphäre an den drei ausgewählten Berliner Orten erleben.

Die 28-Jährige möchte nicht nur mit ihrer Forschung etwas verändern, sondern auch als Aktivistin. Schon in ihrer Heimat engagierte sie sich in der NGO „Renovation Map“, die das architektonische Erbe in Kyjiw schützen und Gebäude vor dem Abriss oder Verfall bewahren will. Diese Arbeit setzt Demerza inzwischen von Berlin aus fort. Und sie ist aktiv im Verein „Vitsche“, in dem sich junge Ukrainer:innen von Berlin aus gegen den russischen Krieg und für ukrainische Selbstbestimmung einsetzen.

Jana Scholz

Summer School zu Nachhaltigkeit

Grüne Städte, geschütztes Land

Wie lassen sich Städte und Siedlungen widerstandsfähig und nachhaltig gestalten? Und wie können Land-ökosysteme so geschützt und bewirtschaftet werden, dass die biologische Vielfalt erhalten bleibt? Zwei der insgesamt 17 Sustainable Development Goals der Vereinten Nationen stehen im Fokus der diesjährigen Sustainable Development Academy. Bereits zum dritten Mal kommen im August Studierende und Interessierte aus aller Welt an die Universität Potsdam, um sich gemeinsam mit Fachleuten über die Ziele einer nachhaltigen Entwicklung zu verständigen.

Während der Summer School erhalten sie umfangreiches Fachwissen und können sich mit Akteuren aus Wissenschaft und Praxis austauschen. So er-



Nachhaltig: Wildpflanzenschutz in Berlin und Brandenburg.

fahren sie im Botanischen Garten etwas über die Erhaltung vom Aussterben bedrohter Wildpflanzen, gefährdeter tropischer Pflanzen und das koloniale Erbe. In einem Expertengespräch erklärt Vegetationsökologe Thilo Heinken, wie auf ehemaligen Brandflächen Wälder heranwachsen, die gegenüber künftigen Waldbränden

und dem Klimawandel widerstandsfähiger sind.

Exkursionen zu den von der Universität wissenschaftlich begleiteten Projekten der Urbanen Waldgärten in Berlin-Britz und der Gartenstadt in Potsdam-Drewitz geben den Teilnehmenden Einblick in Beispiele partizipativer und ökologischer Stadtgestaltung.

Mit der vom Hasso-Plattner-Institut vermittelten Design-Thinking-Methode arbeiten sie abschließend in multidisziplinär zusammengesetzten Teams an der Lösung von realen Problemen. Im besten Fall können die Teilnehmenden die im Austausch gewonnenen Erkenntnisse und erlernten Methoden nutzen, um in ihren Gemeinden kreative Ansätze zu entwickeln, mit denen sich die Nachhaltigkeitsziele vor Ort erreichen lassen. (ahc)

ANZEIGE

DAS MINSK
KUNSTHAUS IN POTSDAM

OUVENIR

WERK STATT SAMMLUNG
03.06.2023 – 20.08.2023

KUNSTWERKE AUS DER SAMMLUNG HASSO PLATTNER

zu Gast **WILHELM KLOTZEK**

DAS MINSK Kunsthaus in Potsdam
Max-Planck-Straße 17, 14473 Potsdam
dasminsk.de

Martin Koppertberger: Ohne Titel, Leinwand, 1988, 100 x 100 cm, © Hasso Plattner, © V&A Hasso Plattner, Berlin 2023



Tiere und Pflanzen Australiens, die während der Kolonialzeit nach Europa gebracht wurden, wecken das Interesse der Potsdamer Kulturwissenschaftlerin Anja Schwarz (rechts).

Kolonialismus

Wie das Thermometerhuhn nach Berlin kam

Provenienzforschung an Naturobjekten:
Das Projekt „Berlin's Australian Archive“ sucht nach
indigener Geschichte in Berliner Sammlungen

Als „preußische Exporte“ gelangten sie bis nach Australien: In Humboldts Sinne ausgebildete, deutsche Naturwissenschaftler sammelten, zeichneten, beschrieben und kategorisierten die Fauna Down Unders. Es sind aber nicht die Forscher oder ihre biologischen Erkenntnisse, die Anja Schwarz in ihrem Projekt „Berlin's Australian Archive – Addressing the Colonial Legacies of Natural History“ beschäftigen. Die Professorin für Cultural Studies will helfen, mehr über die Geschichte der indigenen Bevölkerung Australiens herauszufinden – und ihr das Wissen zugänglich zu machen. Unterstützt wird sie dabei vom Deutschen Zentrum Kulturgutverluste.

Reisedokumente in Kurrent

Die Forschungsobjekte von Anja Schwarz liegen im Museum für Naturkunde Berlin. Es verfügt über eine umfassende Sammlung von australischen Tieren, Pflanzen und Mineralien, die einst im kolonialgeschichtlichen Kontext zusammengetragen wurden. Zusammen mit der Historikerin Eva Bischoff von der Universität Trier analysiert die Kulturwissenschaftlerin neben den Labels an den Artefakten auch den Briefverkehr und die Reiseberichte von vier historischen Sammlern: Woher stammen die Stücke? Unter welchen Bedingungen kamen sie ins Museum? Wie stehen sie in Beziehung zu indigenen Australier:innen? Provenienzforschung an Naturobjekten zu betreiben, sei einmalig. Aber diese seien ein wichtiger Teil der indigenen Lebenswelt und somit auch als Kulturgüter zu verstehen, so

Schwarz. Um mit den Archivbeständen überhaupt arbeiten zu können, erhielten die Forscherinnen Zugriff auf archivierte Schriftstücke, die gerade digitalisiert wurden. Die deutschen Inhalte werden übersetzt, doch vorher müssen sie transkribiert werden: Denn die Reisenden schrieben in Kurrentschrift. In einer Transkriptionswerkstatt des Museums für Naturkunde Berlin haben Geschichtsstudierende, Kustod:innen und Senior:innen als Citizen Scholars die Texte übertragen. Bischoff erklärte ihnen den historischen Kontext.

Indigenes Wissen im Archiv

Sichten und handhabbar machen ist aber nur ein Teil der Arbeit. Das Team sucht nach Übereinstimmungen: Die an den Präparaten befestigten Labels vergleichen sie mit den Dokumenten von damals. Dadurch lässt sich nachvollziehen, aus welchen Regionen in Australien die Stücke kommen und wer sie gesammelt hat. Das sei für viele indigene Australier:innen aus verschiedenen Gründen relevant. „Die Tiere gehören zur Geschichte der Per-

sonen eines bestimmten ‚Country‘. Ihr Wissen ist an diese Orte gebunden“, sagt Anja Schwarz. Indigene Namen und Fundstellen sind später aus den westlichen Publikationen verschwunden, die die Naturforscher herausgaben. „Dass die Erkenntnisse nur durch die Hilfe indigener Menschen und ihr Wissen möglich waren, wurde vergessen“, sagt die Forscherin.

Die Berliner Sammlung ist ein Schlüssel zu diesen verlorenen

Informationen, auch wenn sie kolonialen Ursprungs ist. Oft gebe es keine andere Möglichkeit, auf historisches Wissen zur Geschichte der First Nations Australiens zu stoßen. „Jedes bisschen ist potenziell relevant“, weiß Anja Schwarz. Ein eigenes indigenes Archiv, auf das sie zugreifen können, existiert nicht, auch dafür hat der Kolonialismus gesorgt. „Durch Krankheiten und Gewalt starben viele indigene Australier:innen oder wurden gezwungen, ihre Sprache und ihren Lebensstil aufzugeben. So hat sich die orale Kultur oft nur bruchstückhaft bewahrt“, sagt die Wissenschaftlerin. „Wenn die indigene Community etwas über ‚ihre‘ Geschichte im 19. Jahrhundert wissen will, muss sie in den kolonialen Archiven nach Spuren suchen.“

Alles Auffällige spielen die Forschenden an die australischen Kooperationspartner:innen zurück, mit denen sie im Projekt zusammenarbeiten. So haben Vertreter:innen indigener Communities die Möglichkeit, zu entscheiden, welche Funde sich die Deutschen genauer ansehen sollen.



Anja Schwarz
ist Professorin für British Cultural Studies am Institut für Anglistik und Amerikanistik der Universität Potsdam.

Als Projektverantwortliche koordinieren Anja Schwarz und Eva Bischoff die Zusammenarbeit zwischen den Museen und Institutionen. „Wir versuchen auf Augenhöhe mit der Herkunftsgesellschaft zusammenzuarbeiten“, sagt Schwarz. Gleichzeitig wirke die Arbeit in deutsche Institutionen zurück. Gemeinsam mit den Kolleg:innen aus Australien geben sie Impulse, wie das Museum für Naturkunde kulturell sensibel mit Beständen umgehen sollte. Wie es transparent machen kann, was sich in seinen Sammlungen befindet. Oder wie es kulturell angemessen Zugriff auf seine Bestände gewähren kann. Schwarz sagt: „Bei einigen Tieren, wie beispielsweise einer bestimmten Gattung Fledermäuse, besteht für einige indigene Gruppen eine Art Verwandtschaftsbeziehung. Das macht die Frage, wie das Museum adäquat für die Sammlung sorgen soll, extrem komplex.“

Gefiederter Anstoß

Die deutschen Botaniker hießen übrigens Wilhelm von Blandowski, Gerhard Krefft und Moritz Richard Schomburgk. Auch wenn das Projekt bewusst den Fokus von ihnen weglenken möchte, wie Anja Schwarz betont: Es war Richard Schomburgk, der sie auf die Idee zum Projekt brachte. Genauer gesagt ein Thermometerhuhn, das er aus Australien in die Heimat schickte. Das Tier hat die Wissenschaftlerin zufällig bei der 200-Jahre-Ausstellung im Museum für Naturkunde Berlin entdeckt: „Der Vogel hat gesagt: ‚Denk doch mal über mich nach‘“, erinnert sich Anja Schwarz schmunzelnd.

Luisa Agrofylax

Ihr Alter wird auf über 150 Jahre geschätzt. Zwei mehrstämmige Zwergpalmen begrüßen die Besucher am Eingang der historischen Gewächshäuser inmitten der einstigen Hofgärtnerei von Sanssouci. Dort, wo der letzte Kaiser zum Tee geladen haben soll und Früchte aus fernen Ländern für die kaiserliche Tafel heranreifen, befindet sich heute der Botanische Garten der Universität Potsdam. Wie andere wissenschaftliche Sammlungen auch, besitzt er im Bestand seiner lebenden Pflanzen zahlreiche Erbschaften aus der Zeit des Kolonialismus.

Deren Geschichte, vielmehr die „Kolonialen Kontinuitäten“, reflektiert der Garten jetzt in einer neuen Ausstellung, die deutschlandweit die erste ihrer Art sein dürfte. Sie zeichnet die tiefen Spuren nach, die der Kolonialismus in der Botanik hinterlassen hat und die bis heute fortwirken: von den einstigen Sammlungspraktiken über die Ausbeutung natürlicher Ressourcen und menschlicher Arbeitskraft bis zur eurozentrischen Sicht- und Erzählweise. Recherchiert und zum Rundgang zusammengestellt hat dies die Ökologin Alexandra Straka in ihrer Masterarbeit mit dem Titel „Konzept zur Aufarbeitung kolonialer Geschichte am Beispiel des Botanischen Gartens Potsdam“. Gemeinsam mit dem Kustos des Gartens, Michael Burkart, führt sie durch die Ausstellung, die auf zwölf Schautafeln prägende Sachverhalte der Kolonialgeschichte hervorhebt.

Pflanzen sogenannter „exotischer“ Länder waren der erste Antrieb zu den Reisen des Christoph Columbus und seiner Nachfolger, erinnert Michael Burkart an deren wirtschaftliche Bedeutung. Die Bezeichnung „Grünes Gold“ sei nicht übertrieben. Die damals erzwungenen Abhängigkeiten seien oft bis in die Gegenwart prägend, etwa in der wissenschaftlichen Benennung der Pflanzen nach deren vermeintlichen Entdeckern oder bedeutenden Persönlichkeiten. Alexandra Straka weist in den Gewächshäusern exemplarisch auf die Riesenseerose Victoria hin, die ihren Namen der britischen Königin und überzeugten Kolonialistin „verdankt“.

Die Flut an pflanzlichem Material und damit verbundenem lokalen Wissen aus aller Welt wurde nach europäischen Modellen klassifiziert. Das 1753 von Carl von Linné veröffentlichte „Species Plantarum“, in dem er alle damals bekannten Pflanzen beschrieb und ein für die Forschung unverzichtbares System schuf, bildet bis heute die Grundlage der wissenschaftlichen Namensgebung.

Straka aber erinnert daran, dass viele Pflanzen schon lange zuvor von der indigenen Bevölkerung gekannt, benannt und genutzt wurden, wie zum Beispiel die *Welwitschia mirabilis*, die auch im Potsdamer Sukkulentenhaus zu finden ist. Der österreichische Botaniker Friedrich Welwitsch, der in portugiesischen Diensten durch die Kolonie Angola reiste, gilt als „Entdecker“ des bizarren Gewächses, das über



Die Fasern der Sansevieria-Pflanze werden in Ostafrika traditionell genutzt. In „Deutsch-Ostafrika“ wurden stattdessen Sisal und Baumwolle angebaut. Einheimische mussten Zwangsarbeit leisten.

Aufarbeitung

Erhaltung statt Aneignung

In einer neuen Ausstellung setzt sich der Botanische Garten der Universität Potsdam mit dem kolonialen Erbe auseinander

1000 Jahre alt werden kann und doch nur über ein einziges Blattpaar verfügt.

Für die wissenschaftliche Beschreibung empfahl Welwitsch den Namen *Tumboa* nach einer einheimischen Bezeichnung, was jedoch dem britischen Botaniker Joseph Dalton Hooker unpassend erschien. Welwitsch stimmte schließlich zu, die Pflanze nach ihm selbst zu benennen. Wäre die Welwitschia heute entdeckt worden, würde sie möglicherweise *khurub*, *nyanka* oder *n'tumbo* heißen, denn mittlerweile werden bei wissenschaftlichen Neubeschreibungen oft ganz explizit indigene Namen aufgegriffen.

„Die Botanik selbst war lange Zeit von kolonialem Denken durchdrungen und befreit sich erst nach und nach davon“, sagt Michael Burkart. „Besonders im Hinblick auf die Klima- und Biodiversitätskrise stellen koloniale Kontinuitäten bis heute schwere Hemmnisse dar und müssen endlich durch einen gründenlegenden anderen, fairen Ansatz ersetzt werden“, fordert der Kustos und bezieht



Führen durch die Ausstellung zur Kolonialgeschichte Botanischer Gärten: Alexandra Straka und Kustos Michael Burkart.

sich auf ein kürzlich vom Verband der Botanischen Gärten verabschiedetes Positionspapier: „Es geht um Erhaltung statt Aneignung, um Kooperation statt Herrschaft und um Wege, auf diesem Planeten gemeinsam und nachhaltig zu leben“, heißt es darin. Für dieses Miteinander sei noch viel zu tun. Ganz am Anfang aber müsse die verantwortungsbewusste und transparente Aufarbeitung der Kolonialgeschichte stehen.

Der Potsdamer Botanische Garten hat mit seiner Ausstellung einen vielbeachteten Aufschlag gemacht. Und mehr noch. In Forschungen, etwa zur Gattung *Sansevieria*, kooperiert der Botanische Garten mit Partnern in Tansania. Die Blätter der auch als Bogenhanf bekannten Pflanze enthalten Fasern, die man in Ostafrika traditionell nutzte. Statt ihrer wurden in der damaligen Kolonie „Deutsch-Ostafrika“ aber Sisal und Baumwolle in Plantagen angebaut. Einheimische mussten hier Zwangsarbeit leisten. Ein Akt der Ausbeutung von Mensch und Natur, der nicht wiedergutzumachen ist.

Doch aus der reichen Potsdamer *Sansevieria*-Sammlung – eine der größten weltweit – wurde inzwischen pflanzliches Material zurück in das Ursprungsland gebracht. Und auch die fachliche und ganz praktische Hilfe beim Wiederaufbau des Botanischen Gartens in Sansibar ist Teil dieser gelebten Verantwortung.

Antje Horn-Conrad

Meldungen

GARTENLUST – GARTENGENUSS Pflanzenfarben, Musik und Körperkunst

Wer sich mit Pflanzenfarben florale Tattoos auf die Haut zaubern lassen möchte, sollte am 7. Juli zwischen 18 und 22 Uhr zum Sommerevent „Gartenlust – Gartengenuss“ in die Gewächshäuser des Potsdamer Botanischen Gartens kommen. Michael Schwerdtfeger von der Universität Göttingen wird dort mit Yagua-Tusche Körperkunst zelebrieren, nachdem er darüber bereits um 17 Uhr im Großen Botanik-Hörsaal einen Vortrag gehalten hat. Für musikalische Klangfarben sorgen die Studierenden Wenzel Benn am Saxophon und Thomas Kiesner an der Gitarre. Bei Gewächshausführungen erzählen Gartenpädagoge Steffen Ramm und Palmenexperte Christian Perseke Seltsames aus der Pflanzenwelt, während Forschende von ihrer wissenschaftlichen Arbeit im Botanischen Garten berichten. Tickets im VVK: 14 Euro, Abendkasse: 18 Euro.

SIND SIE NOCH ZU RETTEN?

Rundgang zum Wildpflanzenschutz in Botanischen Gärten

Um den Erhalt und die Vermehrung vom Aussterben bedrohter Wildpflanzen im Potsdamer Botanischen Garten geht es am 2. Juli um 15 Uhr bei einem Rundgang mit Daniel Lauterbach und Angelika Schröter. Mit der Wiederansiedlung selten gewordener Pflanzen an natürlichen Standorten sollen deren Populationen gestärkt werden. Überregional bedeutsam sind u.a. das Märkische Schwingelschilf, das weltweit nur in Brandenburg vorkommt, oder die Schwarze Binse und die Grannen-Segge, die in Brandenburg isolierte Reliktpopulationen aufweisen. Anmeldung: botanischer-garten@uni-potsdam.de

MYSTISCHE LANDSCHAFTEN

Impressionistische Fotografie von Antje Schulz

Inspiziert von Natur und Pflanzenwelt hat die Fotokünstlerin Antje Schulz experimentelle Bilder geschaffen, die bis zum 17. September in den Gewächshäusern des Potsdamer Botanischen Gartens zu sehen sind. Die Arbeiten überraschen durch ihr facettenreiches Spiel mit Formen und Farben, für das Schulz spezielle experimentelle Techniken entwickelte. Mit ihrer Ausstellung möchte sie auch auf die Bedeutung des Gartens für den Erhalt bedrohter Pflanzenarten hinweisen. Eintritt: 2 Euro.



Bild „Brunnen von Sanssouci“ von Antje Schulz

Legal Tech

Smarte Software kennt Paragrafen

Justitia besitzt längst ein Smartphone und klärt mithilfe von KI juristische Streitfälle. Ob verspätete Flüge, Blitzbußgelder oder Mieterhöhungen – all das kann nun dank der Digitalisierung schnell gelöst werden. Streiten lässt sich darüber, ob Gerechtigkeit durch Software für alle und jederzeit erfahrbar ist. Während manche Zweifel daran hegen, dass der Einsatz von Legal-Tech-Anwendungen die Welt tatsächlich gerechter macht, ist für andere die digital gestützte Justiz längst Realität. Verändert hat sich zum einen die Art und Weise, wie Recht aufbereitet, bekannt und zugänglich gemacht wird; zum anderen können mithilfe von Legal Tech viele Prozesse in der alltäglichen juristischen Arbeit digital abgebildet und effizienter gestaltet werden.

Vor diesem Hintergrund ist an der Universität Potsdam der „Smart Room Legal Tech“ geschaffen worden. Ein Innovation Hub, der die dynamischen Entwicklungen aufgreift. Jura- und Informatikstudierende ergründen hier gemeinsam das Transformationspotenzial von Technologien auf das juristische Handwerk. Unterstützt wird der Smart Room, dessen Mitglieder ein Universitätsstipendium erhalten, von Legal-Tech-Experten der Wirtschaftskanzlei ADVANT Beiten. „Ich finde es toll, wie viele verschiedene Interessen und Kompetenzen im ‚Legal Tech Smart Room‘ versammelt sind. Meine Erwartungen sind übertraffen worden“, sagt der Leiter IT und Digitalisierung von ADVANT Beiten, Stefan Eckert.

Die interdisziplinäre Arbeit zwischen Jura und Informatik brachte eine steile Lernkurve für beide Seiten. „Immerhin sprechen wir völlig verschiedene Sprachen“, betont Kerstin Andree, die in Potsdam Digital Engineering studiert. Doch in der intensiven Zusammenarbeit fanden sich schnell Schnittmengen und es wurde deutlich, wie KI-basierte Systeme mit juristischen Aufgaben verknüpft werden können. Auch zeigte sich, dass der Einsatz der Technologien viel weitreichender und grundlegender ist, als ursprünglich gedacht. Haben sich die Studierenden in der ersten Phase vor allem mit deren Chancen und Risiken befasst, können sie nun im zweiten Förderjahr des Smart Rooms tiefer in die Materie eintauchen. Dabei werden sie jene Fähigkeiten erwerben, die sie beim Einstieg ins Berufsleben brauchen, um das Rechtswesen weiterzuentwickeln. Justitia wird es ihnen danken.

Marianna Bähnisch



Spezialisiert auf Weltraumrecht: Der Potsdamer Jura-Professor Marcus Schladebach erweitert Horizonte.

Gesprächsrunden

Wo sich Prominente die Klinke in die Hand geben

Von Gregor Gysi bis Jan Böhmermann: Marcus Schladebach lädt wichtige Persönlichkeiten aus Politik und Medien in seinen Juristischen Salon nach Griebnitzsee ein, um mit ihnen gesellschaftliche Themen zu diskutieren

Obwohl Samstag ist, stehen die Studierenden vor dem größten Hörsaal auf dem Campus Griebnitzsee Schlange – ein untrügliches Zeichen, dass hier wieder der Juristische Salon von Marcus Schladebach stattfindet. Der Professor für Öffentliches Recht, Medienrecht, Luft- und Weltraumrecht hat einen Hang zu besonderen Fragen. So holt er in loser Folge attraktive Gäste nach Potsdam, um seinen Studierenden Vorlesungen mit Unterhaltungswert zu bieten.

„Es geht um gesellschaftliche Themen, die von der Politik und den Medien diskutiert werden“, erläutert der Juraprofessor, der die Gesprächsrunden charmant und bestens vorbereitet moderiert. „Das sind immer auch spannende Impulse für unsere Studierenden, die so neue Perspektiven einnehmen können. Sie erweitern ihren Horizont und treffen Persönlichkeiten, die sie sonst nur aus dem Fernsehen kennen.“

Marcus Schladebach wurde 2017 zum Professor für Öffentliches Recht, Medienrecht und Didaktik der Rechtswissenschaft an der Universität Potsdam ernannt. Als „juristische Neulandentdeckung“ befasst er sich seit zwanzig Jahren mit dem Weltraumrecht, etwa mit rechtlichen Fragen der Müllentsorgung oder des Rohstoffabbaus im Weltraum. Zu diesen Themen initiierte er die populären „Space Lectures“ mit Experten aus Raumfahrt und Astronomie.

Wie den Satiriker Jan Böhmermann, der im Oktober in Griebnitzsee aus dem Nähkästchen plauderte. Einen Monat später kam der Journalist Claus Kleber, der seine Rolle als Moderator beim „heute-journal“ des ZDF kritisch reflektierte. „Anfangen haben wir mit dem Politiker und Anwalt Gregor Gysi“, erinnert Schladebach. „Das war eine Hausnummer, vor allem der tosende Beifall im Hörsaal, der gar nicht abebben wollte.“ Für den Juraprofessor, der 2017 an der Universität Potsdam ernannt wurde, „ein unvergessener Moment – auch weil Gysi so sympathisch zurückhaltend reagierte“.

Marcus Schladebach freut sich über die positive Resonanz, auch wenn die Organisation mitunter viel Zeit kostet: telefonieren, mit Agenten verhandeln, Termine finden. „Meine E-Mails enden meist mit ‚besten Grüßen aus der Medienstadt Potsdam-Babelsberg‘, weil unser Standort perfekt zum Juristischen Salon passt. Damit werbe ich natürlich und

als Netzwerker kenne ich einfach viele Promis aus Film und Fernsehen.“

Seine zweite Herzensangelegenheit ist das Weltraumrecht. Auch hierzu bietet Schladebach in loser Folge „Space Lectures“ an. Seit rund zwanzig Jahren beschäftigt er sich mit rechtlichen Fragen der Müllentsorgung oder des Rohstoffabbaus im Weltraum. „Raumfahrt ist eine moderne Wissenschaft, die viele Disziplinen betrifft“, so Schladebach. „Juristen machen nur einen kleinen Teil aus.“

Zwei Mitarbeiterinnen unterstützen bei der Organisation und sind zugleich begeisterte Besucherinnen des Salons im Hörsaal. „Wie nahbar und locker Gysi beispielsweise war – einmalig“, begeistert sich Catinca Barsan noch immer. „Anschließend sprachen alle auf dem Campus über den Juristischen Salon.“ Ihre Kollegin Jacqueline Banzer ergänzt: „Das ist nicht nur Unterhaltung, die Gespräche liefern auch juristischen Tiefgang, das hätte ich gerade bei Jan Böhmermann gar nicht erwartet.“ Ansporn für sie, genauso weiterzumachen.

„Zwar lässt sich die Gästeliste auf diesem Niveau nicht beliebig verlängern“, räumt Marcus Schladebach ein. „Doch Mediengrößen wie die Journalistin Natalie Amiri oder Claus Kleber kommen wieder, wenn etwas Zeit vergangen ist.“ Das hätten sie schon durchblicken lassen. „Interessant wäre gewiss auch ein zweiter Besuch von Patricia Schlesinger“, so Schladebach, „die damals noch als RBB-Intendantin im Juristischen Salon auftrat. Wenn sie irgendwann bereit wäre, ihre Sicht auf die Krise im RBB darzustellen, hätten wir bestimmt ein weiteres Highlight.“ Bei manchen Anfragen aber beißt sich der Rechtswissenschaftler auch die Zähne aus oder es kommt gar keine Reaktion wie bei Klaus Wowereit, dem früheren Regierenden Bürgermeister von Berlin.

Auch wenn der Juristische Salon launig daherkommt, ist Marcus Schladebach der wissenschaftliche Anspruch wichtig. „Die Veranstaltungen sollen Hand und Fuß haben“, sagt er. „Ein cooler Schauspieler aus Babelsberg trägt nicht. Aber der Salon über die ARD-Anwaltsserie ‚Legal Affairs‘ war der Sechser im Lotto.“ Der bekannteste Medienanwalt Deutschlands, Christian Schertz, der inzwischen auch Honorarprofessor an der Universität Potsdam ist, lieferte die Vorlage und diskutierte in Griebnitzsee mit zwei Drehbuchautoren. „Das war ein mediales Spitzenereignis“, sagt Schladebach. „Empathie, Glamour, Verhandlungstaktik, aber auch Rückschläge waren dabei, einfach alles, was Juristen im späteren Berufsleben erleben können. Dazu verpackt in einem modernen TV-Format.“ Im Sommer wird der Juristische Salon fortgesetzt. „Mein Ziel ist es, das Moderne der Universität Potsdam weiterzuentwickeln“, betont der Jurist. „Dabei können Promis aus den Medien und Orchideen-Themen wie Weltraumrecht einen Beitrag leisten“, sagt Marcus Schladebach.

Silke Engel

Rechtsvermittlung

Immer in Bewegung

Es steht im Gesetz, also ist es so! Keineswegs, sagt die Juristin Susanne Hähnchen, die Menschen das Recht und seine Geschichte näherbringen will

Ob Antike, Mittelalter oder 20. Jahrhundert – Susanne Hähnchen ist fasziniert von der Rechtsgeschichte, „weil sich damit in gewisser Weise auch in die Zukunft schauen lässt“. Wie entsteht Recht und wie entwickelt es sich? Welche Rolle nehmen Juristinnen und Juristen in einer Gesellschaft ein? Diese Fragen beschäftigen die Wissenschaftlerin, die seit 2020 Professorin für Bürgerliches Recht, Deutsche und Europäische Rechtsgeschichte an der Universität Potsdam ist.

„Potsdam ist ein historisch reicher Ort, ob es um die preußische Rechtsgeschichte oder die der DDR geht“, betont Susanne Hähnchen. Ihr Büro liegt in einem Gebäude, das im Nationalsozialismus errichtet wurde und in dem später die Akademie für Staats- und Rechtswissenschaften beheimatet war. „Ich bin in der DDR geboren. Weil die Nähe so groß war, habe ich lange gezögert, mich mit ihrer Rechtsordnung auseinanderzusetzen. Aber je länger ich hier bin, desto mehr interessiert sie mich. Und ich stelle fest, dass es den Studierenden auch so geht.“

Die Professorin glaubt, dass die Studierenden das geltende Recht besser verstehen lernen, wenn sie dessen Entstehung und Hintergründe kennen. „Zu allen Zeiten hat es ähnliche Probleme gegeben, aber sie wurden bzw. werden unter Umständen anders gelöst.“ Recht und Herrschaft sind aus Hähnchens Sicht eng verknüpft. „Es steht im Gesetz, also ist es so! Diese Ansicht ist weit verbreitet. Dabei ist Recht nichts Gottgegebenes, an dem man nichts ändern könnte, sondern es ist immer in Bewegung.“

Susanne Hähnchen hat an der Freien Universität Berlin pro-

„**Recht ist nichts Gottgegebenes, an dem man nichts ändern könnte.**“

Susanne Hähnchen,
Professorin für Bürgerliches
Recht, Deutsche und Europäische
Rechtsgeschichte

moviert und sich habilitiert, seit 2010 war sie Professorin in Bielefeld. Dort hat sie mit Studierenden eine Rechtsberatung gegründet, die bis heute besteht und die sie nun auch in Potsdam angeschoben hat. „Ich liebe es zwar, tiefe Verstrickungen juristischer Art zu durchdenken, aber man sollte auch den Kontakt zum Alltag nicht verlieren“, sagt Hähnchen. Deswegen schrieb sie gemeinsam mit Kollegen ein Rechtslexikon für die Bundeszentrale für politische Bildung: „Das würden viele gar nicht machen, weil es nicht die hehre Wissenschaft ist. Die Vermittlung des Rechts ist aber wichtig.“

„Recht kinderleicht“ und „Rechtskunde-Online“ sind zwei weitere Projekte, die aus diesem Anspruch entstanden sind. Warum sind Graffiti Sachbeschädigungen? Haben Tiere Rechte? Und ist geschenkt wirklich geschenkt und wiederholen gestohlen? Solche Fragen beantworten die Rechtswissenschaftlerin und ihr Team Kindern on-

Webseiten der Projekte

recht-kinderleicht.de
rechtskunde-online.de
legal-up.de

line in einfacher Sprache. Bei „Rechtskunde-Online“ finden Lehrkräfte und Lernende Unterrichtsmaterialien – zum Beispiel zum Bundesgerichtshof, zur Sterbehilfe oder zum Jugendstrafrecht. In den meisten Bundesländern ist Rechtskunde inzwischen ein Abiturfach, aber es gibt kaum Lehrmaterial dafür. Deswegen möchten Susanne Hähnchen und ihr Team die Rechtskunde auch in die Lehrkräfteausbildung integrieren. „Ich denke, es handelt sich um ein Fach, das in Grundzügen jedem vermittelt werden sollte“, sagt Susanne Hähnchen. „Früher oder später begegnen ihm alle: ob es um den Untermietvertrag, eine Scheidung oder ein Testament geht. Es gehört in die Schule als Lebensvorbereitung.“ Dort kann es den Schülerinnen und Schülern auch eine klarere Vorstellung vom Studienfach vermitteln, bevor sie sich dafür einschreiben.

„Wir haben eine schrecklich hohe Abbruchquote“, sagt die Professorin. „Das beschäftigt mich sehr. Viele fangen mit idealistischen Erwartungen an und brechen dann ab, weil sie sich im Studium nicht erfüllen. Andere quälen sich durch und hassen, was sie tun. Wir hätten insgesamt weniger verschwendete Ressourcen, wenn wir jungen Menschen vorher ein klareres Bild vermitteln würden, was auf sie zukommt.“ Den Bachelor of Laws, den es inzwischen gibt, hält Hähnchen deswegen für sehr sinnvoll. „Es hieß immer, für Juristinnen und Juristen mit diesem Abschluss gebe es keinen Arbeitsmarkt. Doch in der öffentlichen Verwaltung, bei Versicherungen und zunehmend auch in Kanzleien gibt es durchaus Interesse.“

Jana Scholz



Fabienne Paasch vom Team der studentischen Rechtsberatung.

Rechtshilfe

Wo guter Rat nicht teuer ist

Bei „Legal-UP“ üben sich Studierende in der Rechtsberatung und helfen im konkreten Fall – kostenlos

Für Professorin Susanne Hähnchen ist Jura ein anwendungsbezogenes Fach – daher liegt es ihr am Herzen, dass die Studierenden noch vor dem Referendariat praktische Erfahrungen sammeln. Auch deswegen hat sie die studentische Rechtsberatung „Legal-UP“ gegründet. „Jeder braucht einmal rechtlichen Rat“, sagt Mitarbeiterin Fabienne Paasch. „Gerade Studierende können ihn sich aber oft nicht leisten. Bei uns ist er kostenlos.“ An Fällen mangelt es dem Team nicht. Oft geht es um familienrechtliche Fragen: Wer hat das Sorgerecht für ein Kind und wie sieht es mit dem Unterhalt aus? An zweiter Stelle stehen Verträge, etwa mit der Vermieterin oder einem Fitnessstudio. Auch Nachbarschaftsstreit sind häufig. „Einmal hatten wir einen spannenden Fall zu einer Dokumentation über den Rapper Bushido“, erzählt Mitarbeiter Mohamad Soliman. „Bei uns meldete sich ein Kellner, der im Film zu sehen war, ohne eine Gage erhalten oder seine Zustimmung gegeben zu haben.“

Nicht nur Studierende und Beschäftigte, auch Menschen außerhalb der Hochschule suchen die Beratungsstelle an der Universität auf. Bei einem ersten Termin lassen sich die Studierenden das Problem von den Betroffenen erklären. Anschließend erarbeiten sie die Lösung und legen sie einer Anwältin oder einem Anwalt vor, die das Projekt ehrenamtlich unterstützen. „Derzeit begleiten neun Anwälte die Studierenden und garantieren, dass etwas Gutes dabei herauskommt“, sagt Paasch. „Sonst könnten wir das gar nicht leisten“, ergänzt Soliman.

Beim zweiten Termin präsentieren die angehenden Juris-

ten den Betroffenen die Lösung. „Nicht immer ist sie ideal“, berichtet Susanne Hähnchen. Doch auch das ist eine wichtige Erfahrung. „Eine große Kunst, die im Studium zu kurz kommt, ist es, einem Klienten ein unangenehmes Ergebnis zu präsentieren.“

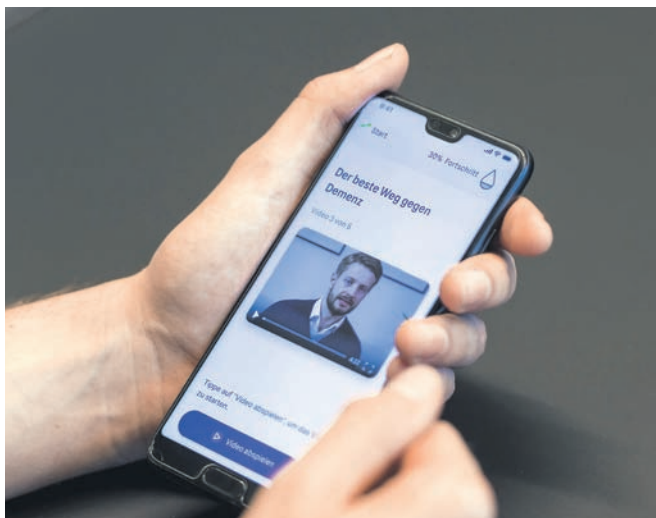
20 Studierende sind inzwischen bei „Legal-UP“ an Bord. „Viele erzählen, dass sie Kraft tanken, wenn sie Menschen helfen“, berichtet Mohamad Soliman. „Denn das Studium ist nicht ohne. Hier sehen sie endlich einmal Gesichter.“ Häufig entwickelten sie Mitgefühl und wollten unbedingt weiterhelfen, selbst wenn es nicht mehr gehe. Wie bei dem Mandanten, der seit Langem unter einem Behandlungsfehler litt und dem die Studierenden sagen mussten, dass er damit leider 20 Jahre zu spät in die Rechtsberatung kam.

„In abstrakten Fällen geben sie nur ein Gutachten ab, doch hier müssen sie auf Gefühlslagen eingehen“, erklärt Fabienne Paasch. Außerdem lernen die Studierenden, einen Sachverhalt zu ermitteln und diesen den Mandantinnen und Mandanten zu erklären. „Schließlich haben sie es mit normalen Menschen zu tun. Die Mehrzahl der Juristinnen und Juristen wird auf die Menschheit losgelassen und hat es nicht gelernt, sich verständlich auszudrücken“, sagt Susanne Hähnchen. „Ich möchte mehr Flexibilität in die Köpfe kriegen und die Studierenden dazu bringen, nicht nur Regel und Anwendung zu lernen, sondern über das eigene Tun nachzudenken. Darüber, was das Recht für die Menschen bedeutet.“

Jana Scholz



Susanne Hähnchen sieht die Menschen im Mittelpunkt: In der Ausbildung junger Juristinnen und Juristen, in der Forschung und in der Beratung bei rechtlichen Problemen.



Gesundheits-App zum Mitdenken: Das Gedächtnis wird mit Übungen für das Erinnerungsvermögen, die Reaktionsschnelligkeit und die Konzentration trainiert.

Gesundheit Gegen die Vergesslichkeit

Das Start-up memodio entwickelte eine App zur Demenzvorsorge. Eine Gründergeschichte aus der Universität Potsdam

Wer über 50 ist und immer häufiger Namen, Termine oder Wörter vergisst, sollte sich Gedanken um seine Gesundheit machen. Denn Gedächtnisstörungen können ein Zeichen für frühe Demenz sein. Zwischen vier und sechs Millionen Menschen sind derzeit in Deutschland davon betroffen. Die Erkrankung ist chronisch und kommt schleichend. „Kein Mensch entwickelt von einem Tag auf den anderen eine Demenz“, erklärt Doron Stein.

In Sachen Demenzforschung ist der promovierte Mediziner auf dem neuesten Stand. 2021 veröffentlichte er ein Weißbuch mit aktuellen Forschungsergebnissen zur Versorgung der frühen Alzheimerkrankheit, die der wichtigste Auslöser für eine Demenz ist. Es gibt zwar kein Medikament gegen das schleichende Vergessen, aber durchaus einige Maßnahmen, die den geistigen Abbau verlangsamen können. Sport, Ernährung, Gedächtnistraining, soziale Teilhabe und Management von Risikofaktoren sind die Waffen gegen die Demenz. Vor allem die Kombination all dieser Maßnahmen zeigte in Studien ihre Wirksamkeit, während jede für sich allein kaum half. „Viele Menschen ahnen gar nicht, dass ihre Probleme eine Frühform von Demenz sind“, erklärt Doron Stein. Diesen Missstand möchte der Mediziner

„
Kein Mensch entwickelt von einem Tag auf den anderen eine Demenz.

Doron Stein,
promovierter Mediziner
und Mitgründer des
Start-ups memodio

ändern – mithilfe einer App. Gemeinsam mit dem Arzt Felix Bicu, der ebenfalls Spezialist für Demenzerkrankungen ist, und dem Software-Ingenieur Paul Zimmermann gründete er dafür das Start-up memodio. Unterstützt wurden sie mit einem EXIST-Gründerstipendium an der Universität Potsdam.

„Man muss sich in die Nutzen ganz anders hineinversetzen und anders vorgehen als bei einer gewöhnlichen App“, erklärt Paul Zimmermann, der das medizinische Wissen seiner Partner in eine Softwareanwendung gießt. „Wir bauen nicht einfach irgendeine App, sondern ein Medizinprodukt“, betont der Absolvent der Universität Potsdam. Der medizinische Wissensstand über die Prä-

demenz findet sich in einem umfangreichen Therapieplan wieder, der auf die Patientinnen und Patienten zugeschnitten ist. Die Gesundheits-App klärt über die Krankheit auf und hilft dabei, Risikofaktoren wie schlechtes Hören und Sehen, Diabetes, Übergewicht und Herz-Kreislauf-Erkrankungen zu managen. Das Gedächtnis wird mit Übungen für das Erinnerungsvermögen, die Reaktionsschnelligkeit und die Konzentration trainiert. Außerdem regt sie zu einer kognitionsfördernden Diät und körperlichem Training an, das auf das jeweilige, zuvor abgefragte Fitnesslevel angepasst ist.

„Es gibt in dieser Zielgruppe einige Menschen, die sozial recht isoliert sind“, beschreibt Doron Stein einen weiteren wichtigen Aspekt. Kontakte zu Angehörigen oder Freunden, gemeinsame Spaziergänge und Gespräche sind jedoch wichtige Bausteine der Therapie. Die App enthält deshalb auch eine Anleitung dafür, wie man analoge Begegnungsangebote finden kann.

Heike Kampe

Die App **memodio** ist als Medizinprodukt im App-Store von Apple oder im Google-Play-Store verfügbar. Interessierte können sie die ersten fünf Tage kostenfrei nutzen, anschließend kostet die App 27,97 Euro pro Monat.

ANZEIGE

Jetzt gratis laden:

App Store Google Play

PNN

Diese App haben wir 72 Jahre für Sie offline getestet.

Mit der PNN-App lesen Sie komfortabel alle Artikel von PNN.de, Live-Nachrichten, spannende Reportagen und die digitale Zeitung (E-Paper) – auf Ihrem Smartphone oder Tablet.



TAGESSPIEGEL
POTSDAMER
NEUESTE NACHRICHTEN